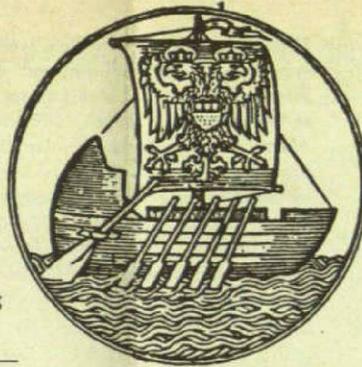


# Alt-Köln

Heimatverein  
zur Pflege kölnischer Geschichte, Sprache  
und Eigenart, gegründet 1902

Nr. 30 der Mitteilungen · Juni 1978

Redaktion: Dr. Peter Joseph Hasenberg  
Postfach 13 01 51, 5000 Köln 1



G 20347 F

## Liebe Heimatfreunde!

Mit Spannung erwarten die Freunde und Mitglieder von Alt-Köln jeweils das letzte Heft der Mitteilungen vor den großen Ferien, pflegt doch der Vorstand darin Ziel und Programm unserer großen Jahresfahrt bekanntzugeben. Die Spannung ist daher berechtigt. Der Jahresausflug bietet ja schon seit einer Reihe von Jahren mehr als nur eine fröhliche Ausfahrt der großen Alt-Köln-Familie. Wir wollen Ihnen ja bei dieser Gelegenheit immer wieder einen anderen Teil unserer schönen rheinischen Heimat zeigen, wollen Sie mit den landschaftlichen Reizen und den bedeutenden Bau- und Kunstdenkmälern unserer Städte und Dörfer bekanntmachen, Ihnen eine Einführung bieten in Geschichte und Volkstum, in Kunst und Literatur, in Sprache und Eigenart unserer rheinischen Gaue und Landschaften.

Ein kurzer Rückblick möge zeigen, wie wir das in den letzten Jahren versucht haben: 1970 z. B. waren wir im Oberbergischen Land, in der alten Herrschaft Homburg und dem jungen aufstrebenden Kurort Nümbrecht, besuchten das Kreisheimatmuseum auf Schloß Homburg und streiften durch die bergischen Wälder und die Wiehler Tropfsteinhöhle. — 1971 waren wir bescheiden: Wir fuhren nach Brühl und besichtigten unter kundiger Führung Schloß Augustsburg und das Jagdschloßchen Falkenlust, erfreuten uns auch an den gepflegten Rabatten und Wasserspielen des kurfürstlichen Schloßparks. — 1972, im 70. Jahr des Bestehens von Alt-Köln, fuhren wir in die Eifel, an die Quelle der Ahr und auf die Burg der Grafen von Blankenheim. Nach Streifzügen durch das historische Städtchen und die walddreiche herrliche Umgebung gestal-

Ein besonderer Bezugspreis wird für diese Mitteilungen nicht erhoben.  
Er ist im Mitgliederbeitrag an den Heimatverein Alt-Köln enthalten.

## UNSERE NÄCHSTEN VERANSTALTUNGEN

Montag, 28. August 1978, 20 Uhr im Römisch-Germanischen Museum

Aus Anlaß des 90. Geburtstages unseres Ehrenmitglieds Frau Berta Henrichs laden wir zu einem Familienabend ein unter dem Motto

*Berta Henrichs*

*Porträt einer kölschen Lehrerin*

Tonbildschau von Christel und Hubert Philippsen

Sonntag, 17. September 1978, 8 Uhr ab Breslauer Platz (Nordseite des Hauptbahnhofs)

Studienfahrt des Heimatvereins Alt-Köln nach Bingen und an den Mittelrhein

Rückfahrt ab Bingen 20.30 Uhr — Ankunft in Köln gegen 23 Uhr

Am Vormittag besteht die Möglichkeit der Besichtigung der Basilika St. Martin, der Burg Klopp mit interessantem Museum, der Drususbrücke über die Nahe.

Nach einem gemeinsamem Mittagessen um 12.30 Uhr im Rheinterrassen-Restaurant der Binger Stadthalle steht der Nachmittag zur individuellen Gestaltung frei zur Verfügung. (Über die vielfältigen Möglichkeiten orientiert die nächste Seite!)

Den Abendimbiß nehmen wir um 18 Uhr wieder gemeinsam im Restaurant der Stadthalle ein. Anschließend bieten wir ein unterhaltsames Programm.

In der *Teilnehmergebühr von 36,50 DM* sind die Fahrtkosten in modernen Reisebussen, das Mittagessen und der Abendimbiß eingeschlossen.

*Anmeldungen zur Fahrt werden bis zum 2. September 1978 erbeten durch Einzahlung der Teilnehmergebühr auf eines der Konten des Heimatvereins:*

Postcheckamt Köln Nr. 528 70-505 (BLZ 370 100 50)

oder Stadtparkasse Köln Nr. 2662013 (BLZ 370 501 98)

oder Kölner Bank von 1867 Nr. 1874 (BLZ 371 600 87)

Eine besondere schriftliche Anmeldung ist nicht erforderlich. Schreiben Sie deshalb bitte deutlich Ihren Namen und Ihre Anschrift auf den Einzahlungsschein!

Rh 143

teten wir mit unseren Freunden vom Blankenheimer Heimatverein einen wunderschönen Eifeler Volkstumsabend. — 1973 lockten Bad Ems und die bunte und farbenfrohe Domstadt Limburg uns an die Lahn. — 1974 fuhren wir bei schon herbstlich kühlen Temperaturen und schneidenden Eifelwinden in die alte Kaiserstadt Aachen, wo uns der Oberbürgermeister Malangré persönlich im tausendjährigen Rathaus empfing und uns mit Kaiserpfalz und Münster Karls des Großen bekannt machte. Mit einem geselligen Abend auf den Eifelhöhen von Nideggen klang diese erlebnisreiche Fahrt aus. — Über die Grenzen des Rheinlandes hinaus machten wir 1975 unseren Ausflug, nämlich ins Westfalenland, zu den Burgen, Städten und Wasserburgschlössern des Münsterlandes. — Auch 1976 ging es wieder auf große Fahrt: Kleve am Niederrhein mit der in Sage und Geschichte viel besungenen Schwanenburg, die Stifts- und Domstadt Xanten mit ihren tausend Schätzen aus römischer und mittelalterlicher Zeit und das einst so blühende kunstbeflissene und gewerbefleißige Kalkar sind allen Teilnehmern in bleibender Erinnerung. — Für das Jubiläumsjahr 1977 hatten wir uns was Besonderes ausgedacht und nach dem

Urteil aller, die dabei waren, wohl auch verwirklicht: die südliche und östliche Eifel und die untere Mosel waren unsere Fahrtenziele: Mayen, Münstereifel, Alken an der Mosel mit der Doppelburg Thurant und zum Ausklang noch einmal Münstermaifeld waren eindrucksvolle Stationen der Jubiläumsfahrt, die am Abend durch einen wohlgelungenen Alt-Kölner Familienabend gekrönt wurde.

In diesem Jahr laden wir nun ein zu einer Fahrt an den Mittelrhein, ins tausendjährige Bingen. Von den Höhen des Rochusberges werden wir die gesegneten Gefilde des Rheingaaues überblicken und mit Goethe den Schöpfergott für so viel Schönheit und Harmonie in der Natur zu preisen wissen. Auf den Spuren des Dichturfürsten werden wir zur Rochuskapelle wallfahren und mit den andächtigen Pilgerscharen der Weinpredigt des Weihbischofs lauschen, wie sie in des Dichters Tagebuchnotizen über das St. Rochusfest zu Bingen nachzulesen ist. Andere Teilnehmer werden an Stelle des Höhenweges die historische Altstadt Bingen vorziehen und einen Bummel zur ehemaligen Stiftskirche und heutigen Basilika St. Martin oder zur mittelalterlichen Burg Klopp unternehmen, zur alters-

grauen Drususbrücke über die Nahe oder stromabwärts bis zum Mäuseturm und dem Binger Loch. Am anderen Ufer locken Rüdesheim und der Niederwald, zu Schiff und Sesselbahn bequem zu erreichen. Der Freund der Literatur wird Stefan Georges Geburtshaus im Stadtteil Budesheim aufsuchen; nicht wenige aber werden zum Rupertsberg wandern und der hl. Hildegard von Bingen ihre Reverenz erweisen, die hier und im nahen Eibingen einst die Großen der Welt Rat suchend bei sich sah. Von hier aus reiste sie nach Köln oder Trier, oder nach Süden gen Rom, Buße predigend und Frieden stiftend. Daß die große Heilige auch erstaunliche Kenntnisse auf dem Gebiet der Medizin und der Naturwissenschaften hatte, läßt die Ratgeberin von Päpsten, Königen und Fürsten in unserer bewegten Zeit so modern erscheinen, wie ihre philosophischen Schriften und mystischen Betrachtungen sie als eine der großen Frauen des Mittelalters erweisen. Liebe Heimatfreunde! Ein buntes und reiches Programm erwartet Sie am 17. September zu unserer Jahresfahrt. Kommen Sie alle!

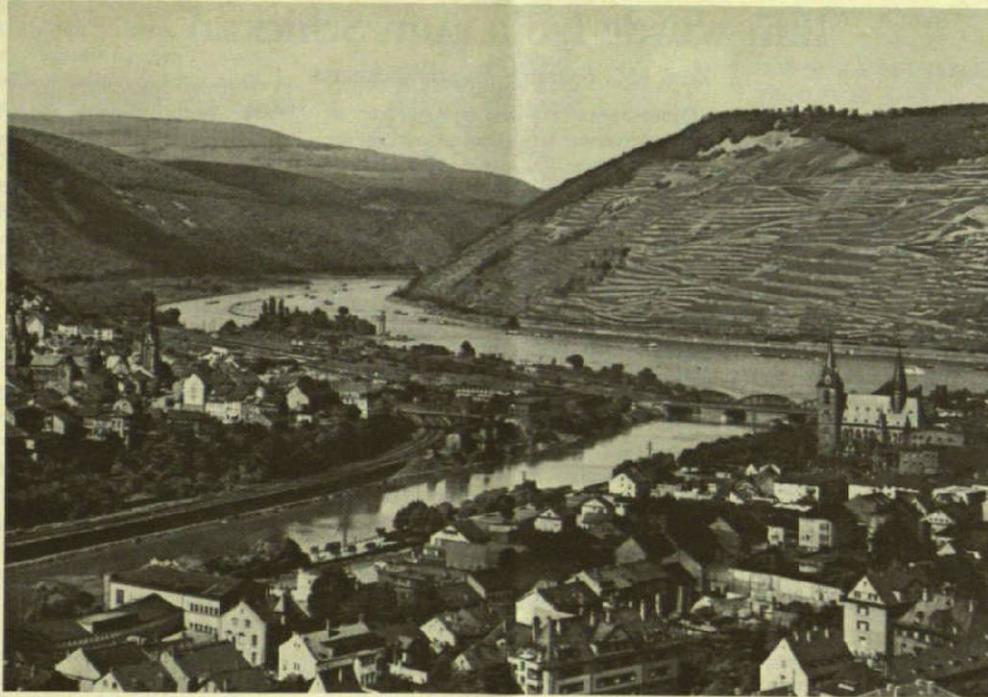
Ihr  
Peter J. Hasenberg  
Baas des Heimatvereins

**Birresborner**  
  
**Phönix Sprudel**  
Das natürliche  
**MINERALWASSER**  
aus der Vulkaneifel!

**Birresborner**  
  
**Adonis Quelle**  
Das staatl. anerkannte  
**HEILWASSER**  
für Ihre Hastrinkkur!

**Birresborner**  
  
**Limonaden und  
Fruchtsäfte**  
Reine Naturprodukte,  
gesund und erfrischend!

BIRRESBORNER PHÖNIX SPRUDEL GmbH & Co. KG · VERWALTUNG + VERKAUF: MELATENGÜRTEL 61-63, 5000 KÖLN 30 (EHRENFELD)



## Zum Rhein, wo er am schönsten ist / Unser Jahresausflug 1978

In diesem Jahre besuchen wir mit unserer Fahrt nach Bingen ein Stück rheinischer Landschaft, wo sie am schönsten ist, mit einer geschichtlichen Vergangenheit von über zweitausend Jahren, mit einem überwältigenden Angebot aus rheinischer Kunst, Literatur und Kultur, aus Volkstum und Heimat.

Wir werden am Zusammenfluß von Rhein und Nahe auf den Spuren der alten Römer wandern, die an der Stelle der heutigen Burg Klopp ein erstes Kastell errichteten und als wichtigen militärischen Stützpunkt sicherten. Über die Drususbrücke hinweg können wir die gesegneten Rebenhänge der Nahe erklettern, mit den Rheinfähren Aß-

mannshausen und Rüdesheim besuchen, von dort auf Sesselliften zum Niederwald-Denkmal schweben. Wer es ganz romantisch haben will, macht eine Rundfahrt auf dem Rhein, stromabwärts am Mäuseturm vorbei zum Binger Loch, wo noch vor 150 Jahren eine Schiffsfahrt ein Spiel mit dem Tode war, das als unfallreichste Stelle aller deutschen Wasserstraßen galt, wo auch heute noch Schleppstrang-Brüche, Strandungen und sogar Schiffstotalverluste vorkommen. Kein Wunder, wenn man von den Einheimischen hört, daß sie das Binger Loch als Schiffsmörder bezeichnen; aber verständlich, wenn man weiß, daß vor der Schaffung einer weniger gefährlichen Durchfahrt, wie sie 1832

durch Sprengungen im Rheinbett erzielt wurde, hier auf 100 m Fahrt drei Meter Höhenunterschied zu bewältigen waren.

Bingen besteht heute aus dem historischen Stadtkern mit zahlreichen schönen Fachwerkhäusern und sieben durch Eingemeindung gewonnenen Vororten. Es hat über 27 000 Einwohner und weist zahlreiche Schulen, wie Gymnasium, Realschule, Oberschule, Fachoberschulen, eine Hochschule für Maschinenwesen usw. auf.

Wichtigste Wirtschaftszweige sind Weinbau, Weinhandel und Weinbrennereien, Holzverarbeitende Industrie und Elektrobetriebe. Dazu natürlich ein lebhafter Fremdenverkehr!

# Ihm wurde Köln zum Schicksal

Zum 650. Todestag Meister Eckharts

Köln ist eine Stadt mit Vergangenheit, und eine solche Stadt kann sich kein kurzes Gedächtnis erlauben, denn Besitz verpflichtet; auch der Besitz von Geschichte. In Bau- und Kunstwerken begegnen wir, wenn wir wollen, täglich der Vergangenheit. Hinter diesen Werken stehen die Menschen, die sie entworfen, gemacht, bezahlt, gesehen und gedeutet haben. Es ist reizvoll, sich mit solchen Menschen zu beschäftigen.

Meister Eckhart war zwar kein Kölner, aber er hat am Beginn und zum Ende seines Lebens hin entscheidende Jahre in dieser Stadt verbracht, die ihm zum Schicksal wurde.

Das erste feste Datum aus seiner Lebensgeschichte stammt aus dem Jahr 1294. In diesem Jahr hielt frater Ekhardus, lector sententiarum, im Dominikanerkloster St. Jacques in Paris die Osterpredigt. Um diese Zeit war er also als Sentenzenlektor in der Anfängerausbildung der Dominikanerstudenten tätig. Das war noch nicht viel. Und doch: nach Paris, der Stadt mit der bedeutendsten Universität des Abendlandes, wurde nur geschickt, wer sich bereits bewährt hatte. Eckhart kann also 1294 schon kein „heuriger Hase“ mehr gewesen sein. Das zeigt auch eine Stelle der Osterpredigt: „Albert sagte oft: Das wissen wir, so wie wir überhaupt etwas wissen, denn wir wissen alle wenig.“ Die Rede stammt sicher von Albertus Magnus, der 1280 hochbetagt in Köln gestorben war. Der Satz, den Eckhart zitiert, findet sich nicht in Alberts Werken. Und nach Eckharts Ausdruck zu urteilen, handelte es sich nicht um Gelesenes, sondern um Gehörtes. Er hat also wohl Albert noch gekannt und erlebt und muß somit vor 1280 an der

Ordenshochschule der Dominikaner in Köln gewesen sein. Dieses und andere Indizien sprechen dafür, daß er um 1260 geboren worden ist. Seine Heimat war Thüringen. Offensichtlich schon in jungen Jahren trat er in den Dominikanerkonvent in Erfurt ein. Er folgte der dominikanischen Idee.

Diese Idee, so wie sie von dem Ordensgründer Dominicus, seinem Nachfolger als Ordensgeneral Jordan von Sachsen, auch von dem Wahl-Kölner Abertus Magnus und Thomas von Aquin geprägt wurde, war die Verbindung von gleichgesinnten Brüdern zu intensivem theologisch-philosophischem Studium und theologisch anspruchsvoller Predigt. Walter Dirks hat in einem Buch mit dem schönen Titel „Antwort der Mönche“ als Typ des Dominikaners den betenden Gelehrten genannt. Ein solcher jedenfalls war Albertus Magnus, wie auch Thomas von Aquin und Meister Eckhart.

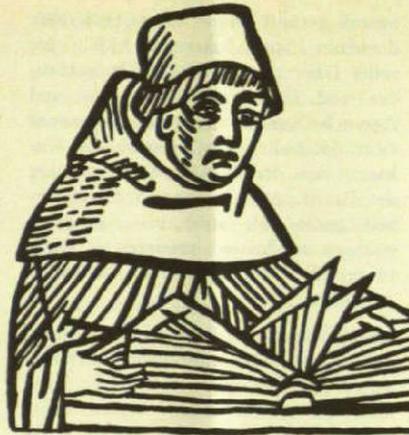
Wissenschaft und Studium galten in jener Zeit wieder als besonders erstrebenswert. Seit Jahrhunderten war der griechische Philosoph Aristoteles die Autorität im Bereich der Logik, der Lehre vom geordneten Denken, gewesen. Und jetzt waren, auf dem Umweg über die islamischen Araber, die großen Werke des Aristoteles über Metaphysik, Naturwissenschaften und Ethik bekannt geworden. Das war eine ungeheure Herausforderung. Denn dieser Aristoteles war ja ein „Heide“. Damit stellte sich der mittelalterlichen Wissenschaft auf fast allen Gebieten eine neue Aufgabe: die Philosophie des großen Aristoteles in das Weltbild des christlichen Glaubens einzufügen; eine Aufgabe für Eroberer. Es war wieder eine Lust zu denken.

Die Verchristlichung, die „Taufe“ des Aristoteles war die Leistung vor allem der Dominikaner, an ihrer Spitze Thomas. Es ging nicht ohne Komplikationen, Widersprüche, Widerstände ab. Thomas starb 1274. Drei Jahre danach verurteilten die Bischöfe von Paris und Canterbury 219 Lehrsätze als falsch, irrig, häretisch, darunter einige von Thomas. Nur ein weiteres Jahr später erklärten die Dominikaner die Lehre des Thomas ohne jede Einschränkung zur offiziellen Ordensdoktrin. Und 1323, nicht einmal fünfzig Jahre nach seinem Tod, wurde Thomas heiliggesprochen. Es war eine Zeit großer Spannungen.

Eckhart hat diese Spannungen bewußt miterlebt und am prominenten Beispiel des Thomas schon früh das Wagnis des Denkens erkennen können. Nach seiner Tätigkeit als Sentenzenlektor in Paris wird er Prior in seinem Heimatkloster Erfurt, bald danach Stellvertreter des Ordensprovinzials für ganz Thüringen. 1302 ist er wieder in Paris, diesmal offiziell als Professor für Theologie an der Universität und insofern als Nachfolger des Thomas. 1303 wird er der erste Provinzialobere der neugegründeten norddeutschen Ordensprovinz, zuständig für 47 Konvente von Holland bis Livland. 1307 erhält er zusätzlich den Auftrag, die böhmische Ordensprovinz zu reformieren. In diesen Jahren wird viel von ihm verlangt: die Entfernungen sind groß, die Aufgaben vielfältig, die Mittel beschränkt. Die Voraussetzungen für ein geruhsam-beschauliches Klosterleben waren denkbar ungünstig. Aber seine Erfolge müssen groß gewesen sein. 1311 soll er an die Spitze der großen süddeutschen Ordensprovinz treten, aber stattdessen schickt ihn der Ordensgeneral zum zweiten Mal auf

den Lehrstuhl nach Paris. Anschließend ist er zuständig für Seelsorge und Predigt in den dominikanischen Frauenklöstern Süddeutschlands. Und schließlich, irgendwann zwischen 1322 und 1325, wird er mit der Leitung der Ordenshochschule in Köln betraut und ist nun Nachfolger des Albertus Magnus. In den gut dreißig Jahren seines Lebens, die wir überblicken können, hat er als Lehrer und Wissenschaftler, als Organisator, als Prediger und Seelsorger immer wieder neue Aufgaben für seinen Orden übernommen.

Man nennt Eckhart einen Mystiker. Was darunter zu verstehen ist, allgemein und dann speziell bei Eckhart, ist nicht in wenigen Worten zu sagen. Man kann es nur andeuten. Eckhart hat einmal selbst die Themen seiner Predigten genannt: „Wenn ich predige, so pflege ich zu sprechen: erstens von der Abgeschiedenheit und daß der Mensch ledig werde seiner selbst und aller Dinge, zweitens daß man wieder eingebildet werde in das eine Gut, das Gott ist, drittens daß man gedenke der großen Edelkeit, die Gott in der Seele angelegt hat, auf daß der Mensch dadurch ins wunderbare Leben Gottes komme, viertens von der Lauterkeit göttlicher Natur — unaussprechlich ist diese Klarheit göttlicher Natur.“ An einer anderen Stelle sagt er es kürzer: „Dies ist es, auf das ich es in allen meinen Predigten abgesehen habe: daß wir bei dem ‚Wort‘, das Christus ist, ein ‚Beiwort‘ sein mögen.“ Denn je ähnlicher der Mensch durch die Gnade Christus wird, um so intensiver kann er Gott begegnen, um so inniger kann er mit Gott eins werden. Das ist das Ziel des Mystikers, unerreichbar, unaussprechlich, aber immer wieder umworben: „Der Mensch soll sich nicht genügen lassen an einem gedachten Gott. Man soll vielmehr einen wesenhaften Gott haben.“ Die Größe Eckharts aber liegt darin,



Der Lesemeister

daß er unmißverständlich erklärt, daß dieses Streben nach der Einung mit Gott alles andere ist als eine sublimen Art von Selbstsucht: „Wäre der Mensch so in Verzückerung, wie es Sankt Paul war, und wüßte er einen kranken Menschen, der eines Sülleins von ihm bedürftig wäre, ich erachtete es für weit besser, du liebest aus Liebe von der Verzückerung ab und dientest dem Bedürftigen in größerer Liebe.“ Eckhart muß eine packender Prediger gewesen sein: „Was ich euch gesagt habe, das ist wahr; dafür setze ich euch die Wahrheit zum Zeugen und meine Seele zum Pfande.“

Einen Teil der Predigten, aus denen diese Zitate stammen, hat Eckhart so oder ähnlich in Köln gehalten. Wir wissen das, weil Köln seine Spuren in den Texten hinterlassen hat. Da heißt es einmal: „Wie ich neulich in Sankt Mariengarten sagte.“ Und ein andermal: „Wie ich vor kurzem im Makkabäerkloster sagte, wenn ihr euch noch erinnern könnt.“ Und immer wieder heißt es: „wie ich vor einiger Zeit sagte“, oder: „wie ich kürzlich sagte“, und

ein anderes Mal: „wie ich vorgestern sagte“.

Eckhart war offensichtlich neben seiner Tätigkeit an der Ordenshochschule unermüdlich als Prediger tätig, auch bei den Zisterzienserinnen in der Mariengartenstraße und bei den Benediktinerinnen in der Makkabäerstraße. Er war offensichtlich überaus erfolgreich, aber gerade das wurde ihm zum Verhängnis.

1326 gibt der Kölner Erzbischof Heinrich von Virneburg dem Domherrn Reiner dem Friesen und dem Franziskaner Albert von Mailand den Auftrag, Eckharts Rechtgläubigkeit zu untersuchen. Albert wird später durch seinen Kölner Ordensbruder Petrus Sommer ersetzt. Sie stellen mehrere Listen von Sätzen auf, die irrig und häresieverdächtig sein sollen. Eckhart rechtfertigt sich, denn er ist davon überzeugt, daß die Angriffe gegen ihn nicht aus der Sorge um die Reinheit des Glaubens kommen. Teile der Rechtfertigungsschrift sind erhalten: „Wenn ich geringeren Ruf beim Volk genösse und minderen Eifer für die Gerechtigkeit hätte, fürwahr, ich bin sicher, daß dann meine Neider nicht solches gegen mich versucht hätten.“ Er verteidigt sich selbstbewußt, aber auch demütig: „Irren kann ich, aber nicht ein Häretiker sein. Denn das erste betrifft den Verstand, das zweite aber den Willen.“ Daß er nie bewußt falsche Lehren verkündigt hat, sagt er auch in einer öffentlichen Erklärung in der Dominikanerkirche an der Stolkasse im Februar 1327. Dann wendet er sich, im Einvernehmen mit seinen Ordensoberen, nach Avignon an den Papst.

Zwei Jahre später, am 27. März 1329, erläßt Johannes XXII. die Bulle „In agro dominico“. Ihr einziges Thema ist Eckhart. Es heißt von ihm: „Verführt durch jenen Vater der Lüge, der sich oft in den Engel des Lichtes verwandelt,

um das finstere und häßliche Dunkel der Sinne statt des Lichtes der Wahrheit zu verbreiten, hat dieser irregeleitete Mensch gegen die hell leuchtende Wahrheit des Glaubens auf dem Acker der Kirche Dornen und Unkraut hervorgebracht, mit Eifer schädliche Disteln und giftige Dornsträucher erzeugt und zahlreiche Lehrsätze vorgetragen, die den wahren Glauben in vielen Herzen vernebeln." Im einzelnen werden 28 Sätze aufgezählt, von denen 17 in vollem Umfang irrig und häretisch seien.

Eckhart hat diesen Ausgang seines Prozesses nicht mehr erlebt. Die Bulle erwähnt, er habe vor seinem Tode alles, was in seinen Schriften und Predigten einen häretischen Sinn haben könnte, widerrufen. Alles spricht dafür, daß Eckhart Anfang 1328 in Avignon gestorben ist.

Eckhart ist der erste und einzige angesehene Theologe und Ordensmann im Mittelalter, gegen den ein Inquisitions-

prozeß geführt wurde. Das Urteil fällt derselbe Papst Johannes XXII., der sechs Jahre zuvor Eckharts Ordensbruder und Lehrvorgänger Thomas von Aquin heiliggesprochen hatte. Er nennt es in der Bulle seine Aufgabe, das Unkraut, das der Feind auf dem Acker des Herrn unter den Samen der Wahrheit gesät hat, nicht bis zur Ernte wachsen zu lassen, sondern im Keim zu ersticken. Im Evangelium liest man es anders.

Eckhart, zu diesem Zeitpunkt nicht mehr der Jüngste, hat unter dem Verfahren sicher gelitten, um seinetwillen, mehr noch um seines Ordens willen. Aber vielleicht ist es ihm gelungen, darin eine Prüfung zu sehen: ob er seine Lehre vom „Gott-Erleiden“ auch zu leben imstande wäre, ob er verwirklichen könnte, was er so oft gepredigt hatte: den eigenen Willen, die Ich-Bezogenheit zu lassen und ganz leer und offen zu sein für den Willen Gottes. Das hatte

er schon früher einmal als Ziel bezeichnet: „daß wir frei und unerschütterlich erfunden werden, wenn man uns verleumdet, wenn man uns Übles zufügt, wenn selbst Gott uns seinen gegenwärtigen Trost entzieht und es uns vorkommt, als wäre eine Mauer zwischen uns und ihm.“

Professoren der Universität Köln, besonders Josef Koch und mein Lehrer Josef Quint, haben sich in den letzten Jahrzehnten um das Werk Meister Eckharts und seine Deutung verdient gemacht. Die Stadt hat die Meister-Ekkehard-Straße in Lindenthal nach ihm benannt. Es gibt zu Gedenken und Ehrung allen Anlaß. Denn nicht in Erfurt, Paris oder Straßburg hat man Anstoß an Eckhart genommen, nicht dort hat man ihm dem Prozeß gemacht, sondern in der Stadt, in der er den größten Erfolg als Prediger hatte: Köln ist ihm zum Schicksal geworden.

Heribert A. Hilgers

## Nen Usflog vun der Familje Stupp

E kölsch Verzällche vum Heinrich Koch

De ganze Familje Stupp hatt enen Usflog an de Agger gemaht. Beinöks ald e halv Johr wor dovun gebubbelt un esu vill üvverlaht wode, dat vör luuter Üvverläge faß dä ganze Usflog en et Wasser gefalle wör. Endlich ävver wore se doch einig wode, dat heiß, der Vatter un de Mutter Stupp, de Tant Zilla, der Ohm Wellem un de Kinder, der Antun, et Dresge, der Arnold un et Züff. Alle Stupps waren en ärg got Püngche mager, vun der Großmutter an bes zom sechsöhrlige Züffge, dat en der Schull ald beinöks de Plaatz för zwei einnohm. Am beste gerode woor ävver de Tant Zilla Se wor esu groß, dat se bei der Gard ganz got als Flögelmann hätt deene künne, un dobei hatt se nen

Ömfang, dat, wie vör Johre et Germania-denkmal en Rüdesheim reparaet wood, se för e paar Woche die Germania vertrodde hät, un et heiß, dat vun dä Fremde keiner jet gemerk hät. Dobei wor se, wie alle Stupps, en rääch genöglige un löstige Kölsche, die trotz ehrer Panoptikums-Riesefigur esu aläät wor, dat se bei ehr fuffzig Johr noch met de Jüngste un Dönnste öm de Wett leef. Dröm wor och sei et hauptsächlich gewäs, die vorgeschlagen hatt, mer sollt en öntliche Foßwanderung durch et Aggertal maache. En irgend ener Weetschaff esse, künnten alle Lück. Vill schöner ävver wör et, wenn se sich all ene düchtige Kabaß metnöhme un dann irgendwo em Wald sich niddersetzte

un sich do ehr Tilikatesse got schmecke leeße. De Jugend nohm notörlich dä Vörschlag met Begeisterung op, un sälvs de Groß, de noch got op de Bein wor, hatt nix dogäge. Der Ohm Wellem ävver un Vatter un Mutter Stupp, die zosammen got ehr sibbenhundert Pund weegen däte, mahte wie de Tant dat säht, esu e Geseed, als wenn se mem Keeschekän sich ne holle Zant kapott gebesse hätte. Doch de Tant leef nit locker, un do se en ehrem Hauptberof och noch en Ertant wor, su satz se ehre Welle durch.

Un su wor endlich dä vill disputeete un lang erwaadte Usflogsdag gekumme. Et woor ene schöne, heiße Julidag, wo zwor d'r Vatter Stupp am leevste hinger

nem gode Glas Kölsch gesesse hätt, wo et sich ävver och em schattige Wald ganz got wandere leß. Un dat dät dann och die ganze Familje, un do se medden us Kölle derheim wore, su wood et allemole luuter fruher un glöcksilliger zo Mot, je mih der Wald met singem Zauber und singer Praach op se wirken dät.

Ald e paar Stund woren se düchtig marscheet. De Kinder woodte nit möd, ei Leedche nohm andere zo singe, ovschiins se de Röck vum Vatter un dem Ohm un de Mantillher vun dä Fraue drage moote. Un d'r Fruhsenn der Jugend steckten och die üvverigen an, un wenn mallich och de Schweißdroppe vun der Steen peckelte, als wann et luuter Niagarawasserfäll gewäs wöre, un all die Gesechter glänzen däte wie de schönste Eidammer, so herrschten doch de glöcklichste Stimmung. Der Vatter bromnten em deefste Baß, der Ohm Wellem versökte singe e beßge rostig gewode Tenor, un sälvs de Groß piepschte draumverlore en ahl Melodei un daach an vergange Zigge, wo se em Wald zo zwei un zwei gegange. Op eimol sprung et Züffge, dat der schönste Waldblomestruß en sing Patschhängcher heel, op sie Mutter zo un reef: „Och, leev Mütterche, ich han ävver op eimol esu nen Hunger un Doosch, ich ka' nit mih.“

Un wie dat Kind dat reef, do stallten sich och bei dä andere diesälve Gäß, der Hunger un der Doosch, un esugar Mödigkeit en un der Vatter Stupp, dä, ohne dat hä et sich sälvs hatt engeston welle, ald lang dä gliche Gedanke hatt, reef, indem hä sie Dubbelkenn e beßge op de Sick däuen dät: „Et Züffge hät ganz rääch! Ich gläuv, ich drünk e ganz Fläutche Kölsch op eimol, wann ich et hätt. Un dobei deit minge Mage knurre, als wenn hä de wödigste Kettenhunk wör. Lohße mer ens kicke, ov mer heh eröm nit e Pläätzge finge, wo mer uns

„Picknick“ halde künne.“ Der Vatter Stupp hatt noch nit ganz usgebubbelt, do reef de Tant Zilla, die met ehrer Längde beinöks dä Waldbäum Konkurrenz maachen dät un noch ärg gode un scharpe Auge hatt: „Do räächs hinger dä Dannebäum sinn ich e nett Pläätzge. Et sching mer, dat do en Wies eß, wo mer uns nett nidderlohße künne. Allemasch, ens kicke, wä zoetzt do eß.“

Met dä Woot satz se sich och ald en Bewägung, un dat ganze Schmölzge folgten hingerdren. Un richtig! De Tant Zilla hatt nit verkeht gekick. Glich hinger dä Dannebäum log en Wies met de schönste Blome bestande. Zwor log se nit esu glatt do wie zo Kölle der Nümaat, sondern se foht tireck steil erunder en et Dal. Zo beidse Sigge däten die Dannebäum se ömsüme bes unge zor Agger, die heh zemlich breit wor, un esu jet ähnliches wie ne Deich bilden dät. Die Wies foht beinöks bes an dä Fluß, un nor e ganz schmal Päddeche foht dran elans. Op der andere Sick, wo üvverhau keine Wäg wor, gingken de Berg och tireck steil en de Hühde, un der Wald reckte bes in et Wasser. Et wor en Wahrheit e wunderschön Pläätzge, wie s' et sich besser nit hätte ussöke künne un dröm reefen se och allemole: „Och, wie schön, wie schön eß et heh! Jo, heh welle mer blieve. Un no flöck usgepack, dat mer an et Schnabeleere kumme!“

Un bal soßen se och en dem huhe, dufftige Gras, un all ehr Schätz, die se metgenomme hatte, woodten usgepack. Die woren no nit zo knapp, denn wenn die Stupps och nit zor Familje vum Freßklötsch gehooete, su hatten se doch gän jet Gots zo esse un zo drinke. Wievill Brut, kahl Koddeletts, Wöösch, Schinke un esu ähnliche Saache se bei sich hatte, weiß ich nit genau. Ävver en öntliche Portiun muß et gewäs sin, denn allemole woodte runderöm satt, un se

beheelten och noch düchtig üvverig för der Ovend. De Frauen un de Kinder hatten sich an kahlem Kaffe vermaht, der Vatter Stupp un der Ohm Wellem ävver hatten sich e paar Fläsche rude Wing zo Gemöt gefoht. Besonders der Ohm, dä als ahle Junggesell gän e got Dröppche hatt, wat och sing rude Nasespetz anzeigen dät, hatt des Goden e beßge zo vill gedon. Hä wood op eimol ganz doll un üvvermödig, un prußte luuter einem nohm andere zo, wat natörllich sing Stimmung nor noch löstiger maht. Un do hä met sing kooete Elefantebeincher, singem decke Büchelche, dat wie ne got gefüllte Luftballung ussohch, un singem große Plaatkeop, op den sich partuh alle mägliche Fleegen un Beie setze wollte, en ärg löstige Figur avgov, so kom die ganze Gesellschaft kaum us dem Laachen erus.

Endlich ävver reef de Groß, endem se ens öntlich jappte: „Kinder, nu höt op, jitz eß et genug. Wa'mer glich noch e paar Stund marscheere solle, dann schlagen ich vör, dat mer jitz en klein Ennung halde. De richtige Stund doför eß do, un ich mein, esu e klein Schlöfge künnt Üch och nix shade. De Kinder künne jo e beßgen eröm höppe, un der Antun eß groß genug, för aach zo geve, dat nümmes en et Wasser fällt.“

„Dat sall e Woot sin“, säht do der Vatter Stupp, dä och dä Wing et angedon hatt. „Ich gläuv, dat meer heh besser schlofe künne wie derheim om Kanapee.“

„Dat mag stemme“, meint de Tant Zilla, „ävver wann no, während meer am schlofe sin, derweil Spetzbove ov Räubere kumme un stibitzen uns heh alles fott“.

„No, do gläuen ich ävver, dat meer dat merken däte. Su nen hade Schlof wäde mer doch nit han.“

Un wann einer köm, ich sagen Üch, dä wollt ich beim Wöllche packe“, säht do

der Ohm Wellem un maht dobei esu e Gesech, als wann hä der Ali Baba met alle veezig Räuber hätt fresse wolle.

„Och wat, he kumme kein Räubere“, reef do widder de Groß, „dröm allemasch erömgedriht un geschlofe“.

Un gehorsam däten se all, wie de Groß et kummandeet hatt, un noh e paar Minutte woren se alle fünf esu am schnorkse, als wann die klein Kratere öm der Vesuv eröm am speie gewäs wöre. Die Kinder woren ungerdeß der Berg erunder gelaufe, denn et Wasser trook se an, un do unge sookten se klein, flache Stein, öm die üvver de Agger höpfe zo lohße. Doch kaum hatte se dat Spill angefang, do kom op nem Naache ne Mann erangefahre, dä en Angel bei sich hatt, un grad an där Ställ, wo die Kinder stunte, dät hä halde un gov sich an et Fesche. Dat wor no för die Kinder jet ganz Neu's. Denn wann se och ald ens am Rhing vun fäns gesinn hatte, wie einer feschen dät, su woren se doch esu noh noch nie dobei gewäs. Müsgestell stunte se do un gove gespannt aach, ov nit bal ene Fesch anbießen dät. En där Zick wor die Gesellschaff bovven om Berg söß un deef am schlofe, un der Ohm Wellem dät esugar dräume. Do hä grad vörm Enschlofe vun Spetzbove un Räubere bubbelt hatt, su soch hä em Draum ne richtige Räuberhauptmann, dä op in ankom un im de Uhr us de Weißgetäsch stelle wollt. Hä ävver, nit fuul, hivv sich op un gitt däm Räuberhauptmann su en Dillendötze op de Nas dat dä hingerröcks op de Äd fällt. Durch dä gewaldige Schlag ävver verleet der Ohm Wellem och et Gleichgeweich un fällt noh vöre. Un wie hä em Draum fällt, do weed hä wackrig — un do merk hä, dat hä beim Dräume sich och wirklich opgereeht hät un jitz och richtig am Fallen eß. Hä well sich noch schnappe, taas ävver met de Häng en de Looch, un do grad an der Stell, wo hä log, dä

Berg steil wor, su schleit hä ne Kuckelebaum, un beinöcks flöcker wie en Lawin rollt hä en Zick vun e paar Sekunde dä ganze Berg erunder, su da et ussoch, als wann ne Rieseschwademage do erunder geschibbelt wär wode. Un dat alles gingk esu flöck, dat hä eetz an et Schreie daach, als hä do ungen ankom. Un wat no geschoch, dat wor en'er Sekund vorüvver, ävver verzälle ka'mer dat gar nit esu flöck. Grad op singer unfreiwillige Röttschbahn stund nämplich et kleine Züffge, un en demsälve Momang, wo der Ohm Wellem singe Bröll usstoß, als wann en ganze Büffelhäd bei lebendigem Liev zo Böffstöcks gemaht wör wode, trof hä op et Züffge. Wie en Schneiflock wood dat söns su massive Kind met fottgeresse, schlog och de Kuckelebaum, un Hals üvver Kopp flogen Ohm Wellem un Züffge en dä Naache, dä hatt am Land log. Em Naachen ävver trofen se op dä Fescher, dä noch nit ens Zick hat, dat Leedchen anzostemme: „Was kommt dort von der Höh“, un kladderabummsch! — loge Fescher, Ohm Wellem un Züffge em Wasser. Die andere Kinder, die zoetz nit andersch gläuvte, als dat de Welt am ungergon wör, schreiten un höppten eröm, als wann se op glöndigem Föör am Danze gewäs wöre, un zo glicher Zick klung och vum Berg erunder e veerstemmig Geschrei, dat mer hätt meine solle, die Schlangenindianer wollte ene neue Gesangverein gründe.

Ävver do kom et och ald em Sturmschrett der Berg erav, un dat wor de Retterin en der Nut, de Tant Zilla. Beinöcks su wie die Riesendochter, die en et Dal steig, öm sich Boor un Ohß un Plog als Spillzüg zo holle, su kom se erunder un sprung met enem mächtige Satz, su dat ringsöm et Wasser huh opspritzten, en de Agger eren. Zoetz packte s' et Züffge, dat am mihzte en Gefahr wor un grad versinke woll, un laht et höösch en dä Naache, dä zom

Glöck nit ömgeschlage wor. Ävver och dä zwei andere moot se hölp bränge. Sei sälver kunnt rühig en dem Wasser ston un kom doch noch e got Stöck eruus. För dä Fescher ävver un d'r Ohm Wellem wor et zo deef, un su kräg se zoetz dä Fescher, dä e klein, dönn Männche wor, beim Schlawitt un hovv in op et Land. Wem Ohm Wellem hatt se jet mih Arbeit, ävver se kräg in einfach beim Krage un trook in och op et Drüge. Su woren en Zick vun 'er Minutt allemole gerett, un als de Groß un der Vatter un de Mutter Stupp unger Hüüle un Krieschen un Jömere ungen ankome, do woor alles widder got, un noh fünf Minutte sung de ganze Gesellschaft dat schöne Leedche: „Et hätt noch immer, immer got gegange, got gegange hät et immer noch!“

#### Bildnachweis

Die Bilder auf den Seiten 9, 11 und 12 stellte das Verkehrsamt der Stadt Köln, die Bilder auf den Seiten 3 und 5 der Wienand-Verlag, Köln, Weyertal 59, zur Verfügung.

Herausgeber: Heimatverein Alt-Köln zur Pflege kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart  
Verlag: Heimatverein Alt-Köln e. V.  
Redaktion: Dr. Peter Joseph Hasenberg  
Anschrift von Verlag und Redaktion: Postfach 13 01 51, 5000 Köln 1  
Druck und Anzeigenverwaltung: Wienand GmbH & Co. KG, Weyertal 59, 5000 Köln 41  
Vertrieb: Hubert Philippsen, Schriftführer von Alt-Köln, Deutzer Freiheit 64, 5000 Köln 21  
Schatzmeister von Alt-Köln: Willi Reisdorf, Liegnitzstraße 5, 5000 Köln 60  
Konten des Heimatvereins: Postscheckkonto Köln 52870-505  
Stadtparkasse Köln Nr. 2662013  
Kölner Bank von 1867 Nr. 1474



Die Kartause in Köln / Bild Peter Fischer / Verkehrsamt der Stadt Köln

## DIE KIRCHEN IM ALTEN KÖLN V

Die früheren Abteikirchen Groß St. Martin und St. Pantaleon und die Klosterkirchen der Minoriten und Kartäuser

In Heft 26 unserer Folge über die alten Kölner Kirchen hörten wir, was „Kirchspill — Faar — Veedel“ im mittelalterlichen Köln bedeuteten und wie sie das Stadtbild und die Eigenart Kölns geprägt und jahrhundertlang bewahrt haben. — In Heft 27 lernten wir die Pfarrkirchen im Bereich der alten Römerstadt: St. Kolumba, St. Laurenz, St. Alban und St. Peter kennen. — Nr 28 der Mitteilungen brachte uns Wesen und Bedeutung der alten Kölner Stiftskirchen nahe und die früheren Kirchen der Männer-Stifte St. Gereon, St. Severin, St. Kunibert, St. Andreas, St. Aposteln, St. Maria ad gradus und im besonderen St. Georg. — In Heft 29 konnten wir unser Wissen

um die einstigen Stiftskirchen St. Cäcilien, St. Maria im Kapitol und St. Ursula bereichern, also um die Kirchen der früheren Kölner Domstifte. — Heute wollen wir zwei ehemalige Abteikirchen und einige frühere Ordens- oder Klosterkirchen kurz vorstellen.

### GROSS ST. MARTIN

Im Mittelalter nannte man die Kirche auch „St. Martin auf der Insel“. Das erinnerte daran, daß die Gegend durch einen Rheinarm vom römischen und fränkischen Köln getrennt gewesen war und erst im Laufe des 10. Jahrhunderts in das

Kölner Stadtgebiet einbezogen wurde. Die Kaufleute und Fernhändler des ausgehenden ersten Jahrtausends machten das Gebiet zum Zentrum ihres bald das halbe Abendland umspannenden Handels, auf dem dann Jahrhunderte hindurch Kölns Größe und Bedeutung beruhte.

Erzbischof Bruno von Köln, der Bruder Kaiser Ottos des Großen, gründete in dem neu entstehenden Stadtviertel zwischen 953 und 965 zunächst ein Kanonikerstift. Aber schon um das Jahr 990 wandelte Erzbischof Everger das Stift in ein Benediktinerkloster um, das er irisch-schottischen Mönchen anvertraute. Der den alten Kölnern so vertraute Kirchenbau entstand im wesentlichen in staufischer Zeit, etwa von 1150 bis 1250, insbesondere der klassische Dreikonchenchor mit der Zwerggalerie. Der berühmte Turm von Groß St. Martin dagegen, der bis vor hundert Jahren, bis zur Vollendung des Domes und seiner gotischen Türme, weithin allein das Kölner Rheinpanorama beherrschte, „der imposanteste Bau in der stolzen Reihe romanischer Meisterschöpfungen zwischen Römermauer und Rhein“, erhielt erst nach einer Serie großer Brandkatastrophen Mitte des 15. Jahrhunderts den vielbewunderten Abschluß. „Er war das stolzeste Wahrzeichen in der Silhouette der Stadt“.

Ein Blick auf alte Kölner Stadtansichten, etwa auf den Holzschnitt des Antonius Woensam von Worms von 1531, läßt uns nacherleben, was fremde Besucher, aber auch die von weiten Reisen heimkehrenden Kölner selbst empfanden, wenn sie in früheren Jahrhunderten den grauen Turmriesen von St. Martin wie St. Christophorus am Ufer des Rheines aufragen sahen. Ein Künstler und Dichter unseres Jahrhunderts hat es vor etwa 50 Jahren so ausgedrückt: „Die weite Ebene verlangt nach einem Halt, nach Bleibendem in allem Werden und Vergehen, nach einem Fels, an dem die Zeit zerrinnt, der Raum zerschellt, nach einem Riesen, der das All auf seinen Schultern trägt. So ragt auch St. Martin aus dem Häusergewirr in die Weite, der Sonne entgegen, das Wahrzeichen der alten Stadt, der Edelstein in ihrer Krone“ (Max Creutz 1920 in den Rheinland-Büchern).

Von den drei Kirchengründungen Erzbischofs Bruno in Köln: St. Pantaleon, St. Andreas und St. Martin ist letztere durch ihre Lage am Strom vielleicht die schönste und eindrucksvollste, aber sicher auch die im Lauf ihrer tausendjährigen Geschichte am meisten von Kriegs- und Brandkatastrophen heimgesuchte. Erinnern wir uns nur der Greuel der Zerstörung im letzten Kriege: 1942, als Brandbomben die Dächer von St. Martin vernichteten, 1944, Zerstörung der Benediktumskapelle und 1945, Ostbau und Zwerggalerie vernichtet. Noch im März 1945 wurden Vorhalle, Westwand und der Turm zerstört. — Tröstlich ist es zu sehen, wie nach diesen Greueln der Ver-

wüstung eines der schönsten und für Köln typischsten Bauwerke eindrucksvoll wiederhergestellt wird.

#### ST. PANTALEON

Vor über 100 Jahren war in einem „Führer für Fremde, Köln und seine Sehenswürdigkeiten“ über die Anfänge von St. Pantaleon zu lesen: „Bereits unter der Regierung des deutschen Kaisers Ludwig I. und seines Sohnes Lothar wurde an dieser Stelle, dem höchsten Punkte der Stadt, dem hl. Pantaleon zu Ehren eine rings mit Mauern umgebene prachtvolle und geräumige Kirche erbaut. Unter dem Erzbischof Bruno wurde die den Einsturz drohende Kirche niedergelegt und neu aus den Trümmern der Constantinsbrücke aufgeführt . . .“

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat Dr. Fried Mühlberg, bis vor wenigen Wochen Stadtkonservator von Köln, unter und um St. Pantaleon umfangreiche Ausgrabungen durchgeführt und darüber einen hochinteressanten Grabungsbericht veröffentlicht, der unser Wissen um die Vorgeschichte von Kirche und Kloster St. Pantaleon auf ganz neue Grundlagen gestellt und wesentlich bereichert hat.

Auch St. Pantaleon wurde von Wirren und Wechselfällen heimgesucht. Als die Kirche um 1180 in die neue Stadtumwallung einbezogen wurde — es war die Zeit der hohen geistigen und wirtschaftlichen Blüte des Klosters — hatten auf dem die Stadt überragenden Hügel bereits gestanden: ein Anfang des 9. Jahrhunderts erbautes Spital, eine 866 erstmals urkundlich erwähnte Kirche St. Pantaleon, eine von Erzbischof Bruno gegründete Benediktinerabtei, deren Kirche 966 einstürzte und durch einen um 980 geweihten Neubau ersetzt wurde. Nach 984 war die Kirche dank reicher Schenkungen der Kaiserin Theophanu, die nach ihrem Tode 991 in St. Pantaleon begraben wurde, nach Westen hin erweitert worden. Auch Erzbischof Bruno hatte nach dem Bericht der Koelhoffschen Chronik dort seine letzte Ruhestätte gefunden: „so wart he begraven nae siner begerde in dem cruitzgank des cloisters . . .“. Diesen Mitgliedern der ottonischen Kaiserfamilie hatten Kirche und Kloster St. Pantaleon Entscheidendes zu danken.

St. Pantaleon erlebte Zeiten hoher künstlerischer Blüte und verheerende Brandkatastrophen und Sturmschäden, so Ende des 14. Jahrhunderts und im Jahre 1434; 1757 stürzte der südliche Seitenturm ein. Menschlicher Unverstand und gottlose Bosheit wüteten ähnlich: Nach dem Einmarsch der französischen Revolutionstruppen mußte die Kirche als Pferdestall erhalten. 1833 wurde die Haube des Hauptturms abgetragen, um dort oben eine Station des optischen Telegraphen Berlin-Koblenz zu errichten. Von 1819 bis 1922 diente St. Pantaleon als evangelische Garnisonskirche, dann wurde sie den Katholiken zurückgegeben.

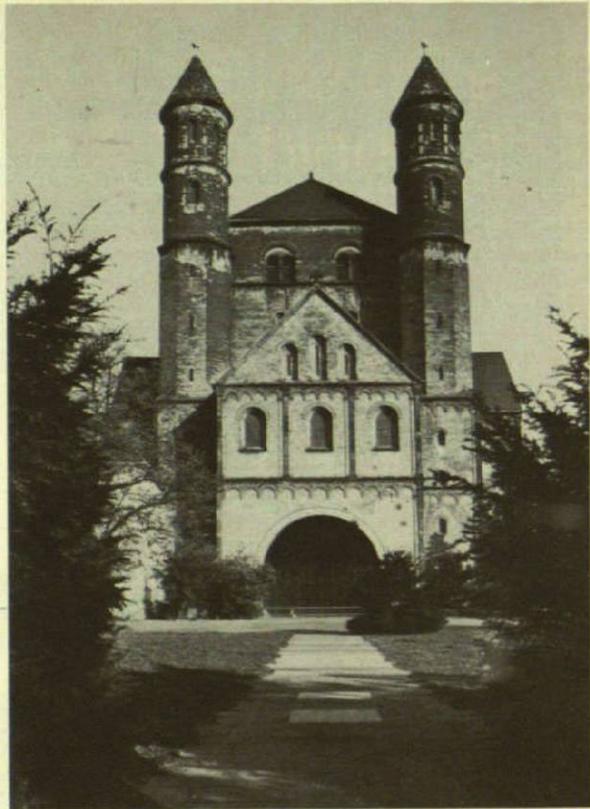
Selbst nach den Verlusten und Zerstörungen im letzten Kriege gilt St. Pantaleon auch heute noch als kostbare Schatzkammer kirchlicher Kunst. Man findet dort Reste des ältesten erhaltenen Kreuzganges in Deutschland aus der Ottonenzeit, der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Ähnlich bedeutsam ist der wundervolle Lettner aus dem ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts. Kostbare Schreine in der Schatzkammer des Domes, einzigartige steinerne Plastiken im Diözesanmuseum stammen ebenso aus St. Pantaleon, wie der weltberühmte Barbarossa-Kronleuchter im Aachener Karlsminster, der nachweisbar von dem Kölner Künstler Fredericus in der Werkstatt von St. Pantaleon angefertigt wurde. Bau- und kunstgeschichtlich wirkt St. Pantaleon „außerordentlich durch seine Anlage als mächtige Saalkirche mit vorgelagertem wuchtigem Westwerk. Der kraftvolle Bau von imperialer Größe besitzt höchsten Rang innerhalb der deutschen und ausländischen Kunst“ (Herbert Rode).

Nach dem großen Jahrhundert Brunos und Theophanus stand St. Pantaleon im 17. Jahrhundert noch einmal im Rampenlicht des öffentlichen Interesses, als der Kölner Kurfürst und Erzbischof Maximilian Heinrich vor seinen politischen Feinden aus der Residenzstadt Bonn hinter die Mauern von St. Pantaleon flüchtete und hier elf Jahre lang in völliger Weltabgeschiedenheit „den Übungen der Frömmigkeit und seinen alchimistischen Neigungen lebte“, während die Brüder von Fürstenberg durch ihre reichsfeindliche und franzosenfreundliche Politik viel Leid über die kurkölnischen Lande brachten.

Doch kehren wir in die Gegenwart zurück! Spenden wir ein ausdrückliches Lob der guten städtebaulichen Lösung, die man nach den Zerstörungen des letzten Krieges für die Neugestaltung der näheren Umgebung von St. Pantaleon gefunden hat. Sie erinnert in vielem an die mittelalterliche Immunität, wovon heute noch im Stadtgeschichtlichen Museum im Zeughaus ein eindrucksvolles Modell zu finden ist. Das Immunitätort am Weidenbach gestattet den Zugang zu einer Parkanlage, wie sie schöner und sinnvoller im Bereich der Kölner Innenstadt kaum zu finden ist.

#### MINORITEN

In betontem Gegensatz zu der reichen und prächtigen Ausstattung der früheren Abteikirchen Groß St. Martin und St. Pantaleon zeigt sich uns der schlichte und doch formschöne Bau der Minoritenkirche. Es ist übrigens der einzige erhalten gebliebene Kirchenbau eines Bettelordens in Köln. Eine fromme Legende berichtet, daß die Kirche der Minoriten, die etwa gleichzeitig mit dem heutigen gotischen Dom begonnen wurde, von den Steinmetzen und Arbeitern am Dombau nach Feierabend um Gotteslohn errichtet worden sei.



PANTALEON

Foto Chr. Dalchow / Verkehrsamt der Stadt Köln

Bereits unter Erzbischof Engelbert dem Heiligen gab es Minoriten in Köln. Sie faßten zuerst in der Pfarre St. Severin, später dann in der Pfarre St. Kolumba Fuß. In dem langgestreckten gotischen Kirchenbau hat der größte Gelehrte des Ordens, der schottische Minorit Johannes Duns Scotus (1265–1308), der die letzten Lebensjahre als Professor an der Hochschule seines Ordens in Köln wirkte, ebenso sein Grab gefunden, wie rund 550 Jahre später der Gesellenvater Adolf Kolping, der als Domvikar an der Annexkirche Minoriten wirkte. Von hier aus baute Kolping sein Lebenswerk auf, das den jungen Handwerksgesellen Erziehung zur Lebenstüchtigkeit, zu guten Christen, Meistern und Staatsbürgern vermitteln wollte. Beim Tode Kolpings, 1865, waren seine Gesellenvereine über ganz Mit-

teleuropa und die USA verbreitet. Heute gibt es rund 2 600 Kolpingsfamilien in der Bundesrepublik mit über 204 600 Mitgliedern und außerhalb Deutschlands noch einmal über 200 Kolpingsfamilien mit rund 20 000 Mitgliedern. Täglich beten am Grabe des Gesellenvaters in der Minoritenkirche Kolpingsöhne aus aller Welt und danken dem bescheidenen Priester für das segensreiche Werk, das er in 16 Jahren von Köln aus für sie geschaffen hat.

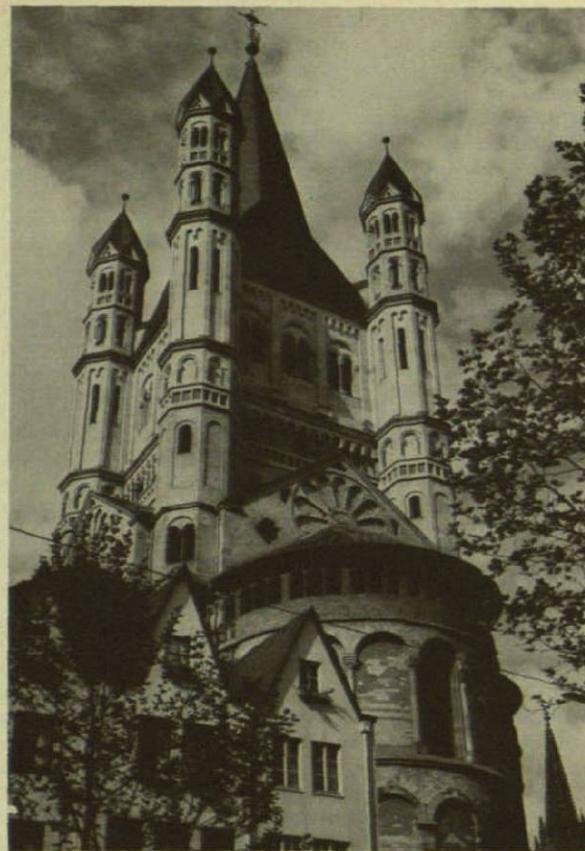
Der Dom und Minoriten waren die ersten rein gotischen Kirchenbauten in Köln: der Dom prächtig und großartig im französischen Kathedralstil, Minoriten dagegen in der herben Gotik einer Bettelordenskirche, nur von einem schlichten Dachreiter überragt. Während der Franzosenherrschaft schenkte Napoleon Minoriten der Kölner Armenverwaltung. Sie gab die Kirche 1846 an den Erzbischof von Köln weiter, der 1850 feierlich das Gotteshaus in Besitz nahm. Berühmte Architekten wie Zwirner und Friedrich Schmidt arbeiteten an der Wiederherstellung der Kirche, für die der Kaufmann Richartz wiederholt große Geldbeträge zur Verfügung stellte. Später sorgte sich Vinzenz Statz um die Wiederherstellung des Inneren.

Im Zweiten Weltkrieg brannte Minoriten schon Ende Mai 1942 durch Brandbomben völlig aus. Sofort nach Kriegsende bemühten sich Kolpingsöhne um die notwendigsten Sicherungsarbeiten und kümmerten sich in den Jahren bis 1949 darum, daß sie wieder ein schützendes Dach erhielt. Seit 1956 wirken Minoriten wieder an ihrer alten Ordenskirche und teilen sich mit den Kolpingsöhnen in die Sorge um das ehrwürdige Gotteshaus, das den alten Kölnern so lieb und teuer ist.

#### DIE KARTÄUSERKIRCHE

Im Jahre 1084 hatte der Kölner Patrizierssohn Bruno, 50 Jahre zuvor in Köln geboren, später Stiftsherr an St. Kunibert, in Cartusia bei Grenoble, die erste Kartause gegründet. Im Jahre 1101 war er in Bosco in Italien gestorben. Danach dauerte es noch 230 Jahre, bis die ersten Kartäusermönche nach Köln kamen und hier ein Kloster gründeten. In der Nähe der Severinskirche erbauten sie an der heutigen Kartäusergasse gemäß ihrer Ordensregel einen schlichten langgestreckten Kirchenbau und weihten ihn der hl. Barbara. 1425 ließ ihnen Erzbischof Dietrich von Moers die Marienkapelle zur Erweiterung ihres Gotteshauses erbauen. Die Figuren der Marienkapelle zählten in ihrer prächtigen und großzügigen Gestaltung „mit zum Besten der Kölner Plastik jener Zeit“.

Im geistigen und religiösen Leben Kölns spielten die Kartäuser eine überragende Rolle. Man denke etwa an den Kölner Prior



GROSS ST. MARTIN

Foto Claus Schmid / Verkehrsamt der Stadt Köln

Heinrich Egger († 1408), der Gerhard Groot und die „devotio moderna“ für sich gewann, aus der die Fraterherren oder „Brüder vom gemeinsamen Leben“ hervorgingen. Oder an den Prior Peter Blommeveen (1507–1536) und den Mystiker Johann Justus Landsberg (gestorben 1539) und endlich an Prior Gerhard Kalkbrenner (1536–1566) und die brüderliche Aufnahme der ersten Jesuiten in Köln durch die Kartäuser in St. Barbara. Petrus Canisius war ein „Geistesschüler“ der Kölner Kartause. Der Gründer der Gesellschaft Jesu war von der Frömmigkeit in der Kartause tief beeindruckt. Mit Petrus Canisius war Laurentius Surius, einer der fruchtbarsten Schriftsteller des Kartäuserordens (1626–78) eng befreundet). So sehr die Mönche einer-

Eine gute  
Verbindung

**STADTSPARKASSE  KÖLN**

seits ein Leben der äußersten Armut und Askese führten, so sehr waren sie andererseits bestrebt, in ihrer Ordenskirche die Liturgie so feierlich wie möglich zu gestalten, das Gotteshaus künstlerisch wie architektonisch zu bereichern, die Herz Jesu- und die Marienverehrung ins Volk hineinzutragen, Werke der geistigen und leiblichen Barmherzigkeit zu üben.

Wie beliebt die Söhne des hl. Bruno in Köln waren, davon zeugen die reichen Zuwendungen von Geld und Gütern, Wäldern und Weingärten, Häusern und Renten, die vor allem aus Kreisen der Kölner Patrizier und Kaufleute Kirche und Kloster zuflossen. 1393 war die Kirche zu Ehren der hl. Barbara ge-

weiht worden. 1426/27 wurde sie durch Errichtung der Marienkapelle für die Laienbrüder erweitert. Die Kölner Patrizierfamilien Hackenay und Hardenrath stifteten 1510/11 eine Sakristei mit kunstvollen Gewölben. — 1794 wurden die Mönche durch die französische Revolutionstruppen aus der Kartause vertrieben, die kostbare Klosterbibliothek geplündert und in alle Winde zerstreut. — Nach den Freiheitskriegen benutzten die Preußen die Klosterkirche als Artilleriedepot und Pferdestall. Das blieb etwa ein Jahrhundert so; dann wurde die Kirche 1922 der evangelischen Gemeinde überlassen und nach langer Instandsetzung 1928 neu geweiht.

## Ein Kölner als „ungekrönter König von Preußen“

Zum 100. Geburtstag von Joseph Heß, geboren am 13. Mai 1878 in Köln, Hunnenrücken 28

Der heutigen Generation ist Joseph Heß, gestorben am 4. Februar 1932 in Berlin, kaum noch ein Begriff. Und doch war er, als armer Leute Kind in der Kölner Altstadt geboren, in der Weimarer Republik einer der mächtigsten Politiker und Parlamentarier in Preußen. Von der katholischen Volksschule in der Stolkgasse und vom Marzellengymnasium führte ihn der Weg über die Universitäten Bonn und Münster in das höhere Lehramt, für das er sich 1902 mit Staatsexamen und philosophischem Doktorgrad qualifizierte. Köln, Mülheim am Rhein, Eupen und Wipperfurth waren die ersten Stationen seiner beruflichen Laufbahn, die vom Oberlehrer und Kreisschulinspektor in das Amt eines Schulrates in Ahrweiler mündete.

1908 wählten ihn seine rheinischen Landsleute für den Wahlkreis Köln-Land, Bergheim und Euskirchen in das preußische Abgeordnetenhaus, wo er sich als Schulfachmann und Kulturexperte rasch einen geachteten Namen machte. In der Verfassungsgebenden Preußischen Nationalversammlung und im Landtag war er dann als Kunst-

referent tätig, während er am Rhein Leiter der Kirchen- und Schulabteilung bei der Regierung in Koblenz blieb.

Joseph Heß, der es bis zu seinem Tode ablehnte Minister zu werden, war einer der stärksten Vorkämpfer und Garanten der republikanischen Staatsform in Preußen und im Reich, zuletzt in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Zentrumsfraktion im Preußischen Landtag und als Vorsitzender der Preußischen Zentrumspartei überhaupt. — Maßgebende Historiker sind heute der Meinung, daß Joseph Heß die Machtergreifung der Nationalsozialisten hätte verhindern können, wenn nicht Beinamputation, langes Siechtum und allzu früher Tod ihn Anfang des Jahres 1932 von der politischen Bühne abberufen hätten, ihn, den viele den „ungekrönten König von Preußen“ nannten.

### *Vom Schäbens Tünn*

Bierbrauer Anton Scheben starb vor 75 Jahren

Am 6. Juli 1903 starb, von seinen Kölner Mitbürgern tief betrauert, Anton Scheben, Bierbrauer zur Zweispann, als echtes Kölner Original unter dem Na-

men „Schäbens Tünn“ überall in Stadt und Land bekannt. Es gab in Köln zwei bekannte Persönlichkeiten des Namens Scheben. Wilhelm Scheben, geboren 1812, war der Onkel von Anton. Er war Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses in Berlin und Verfasser mehrerer Schriften über das alte Köln: über das Haus Rome an der Wurzelportzen; über das Zunfthaus der Brauer; über die Torbogen der Stadt Köln.

Sein Neffe Anton, geboren am 1. März 1837, wurde in Köln volkstümlich als Inhaber der beliebten altkölnischen Hausbrauerei zur „Zweispann“ im Hause Breite Straße 17. Über Köln hinaus machte Anton Scheben sich verdient um den Wiederaufbau der Abteikirche zu Knechtsteden. Das bekannte rheinische Praemonstratenserkloster nördlich von Köln war von französischen Revolutionstruppen 1794 und von Brandkatastrophen 1869 mitsamt der Kirche weitgehend zerstört worden. Scheben gründete in Köln einen eigenen Verein zur Wiederherstellung der Kirche und steuerte vor allem für die innere Ausstattung des Gotteshauses erhebliche Summen bei.

„Et Chreßkindche vun der Vringsstroß“

Vor 50 Jahren starb die Inhaberin des Weinhauses Torsy

Das Weinhaus Torsy in der Severinstraße war vor dem Zweiten Weltkrieg wohl die volkstümlichste und beliebteste Weinstube in der südlichen Altstadt. 1845 von dem aus Hammerstein am Rhein gebürtigen Faßbinder Johann Vincenz Torsy, einem wohlbeleibten, gemüthlichen Rheinländer gegründet, war es nach seinem Tode am 27. Januar 1871 vom Sohn Jakob Joseph Torsy (27. 1. 1844–16. 6. 1913) ausgebaut und 1894 durch einen langen Anbau vergrößert worden. Hier traf sich allabendlich ein gutbürgerliches Stammpublikum, das den vortrefflichen Wein ebenso wie die fröhliche Unterhaltung zu schätzen wußte. Daß der urkölsche Humor dabei nicht zu kurz kam, dafür sorgten die zahlreichen Handwerksmeister des „Veedels“, die sich hier nach getaner Arbeit ein oder auch mehrere Stündchen der Ruhe und Erholung gönnten. Aber auch Geheimräte und Professoren der damals noch nahen Universität wußten Küche und Keller des Hauses Torsy wohl zu schätzen.

Als Jacob Joseph Torsy ein Jahr vor Ausbruch des 1. Weltkrieges starb, führte „Mutter Torsy“ bis nach Kriegsende das Weinhaus fort, um es dann Tochter und Schwiegersohn Breuer zu übertragen. Doch schon Anfang Februar 1922 raffte eine tückische Krankheit den Weinwirt und nur ein Jahr später auch sein beliebtes Töchterlein, das erst 19 Jahre alte „Lenchen“ hinweg. So mußte die Witwe das Geschäft bis zu ihrem Tode am 12. August 1928 allein weiterführen, vom „Kätchen“ und vom „Heinrich“ aufs treulichste unterstützt. Sie galt in der ganzen Stadt wegen ihrer Güte und Wohlthätigkeit als „et Chreßkindche vun der Vringsstroß“.

Em Schatte vun Zint Jan

*Idyllche medden em Verkehr,  
e Eckche traut un leev,  
wie wann et us der Hatz un Iel  
he zom Verwiele reef.*

*Dä Brunne, Wasserschale glich,  
lock all die Puute an.  
Se setze gän op singem Rand.  
un spille dren un dran.*

*Et schenke Bäum e schattig Daach,  
Geborgenheit de Mor,  
un bes zom Herrgott eß et he  
e klitze Schrettche nor.*

Cilli Martin

Verkeh'te Tarif

*Dat Jüppche wor ene kleine Fant,  
doch kunnt hä't nit met singer Tant,  
ovschüns die Tant grad an däm Jung  
vun kleinop ganz besondernsch hung.*

*Dat Spill wie zwesche Katz un Muus,  
dat maht däm Klein rack gaanix uus,  
wogäge widder die Tant Nett  
sich fies dodröver öschele dät.*

*Wie neulich op Besök se kom,  
se sich dä Klein beim Hängsche nohm  
un saht: Wann do e Bützche giß,  
do och vu'mer ene Grosche kriß.*

*Drop meint ganz kott dä kleine Jupp:  
Ich gläuv, dat dat Geschäff nit flupp,  
wo för eine Löffel Levertan  
ich allt drei Grosche krägen han.*

Lesebeispiele aus: Heribert Klar, „Däm Alldag en de Kaat gepingks“ Greven Verlag 1978

## Kölner Mundart

### Neuerscheinungen

#### Kölsche Klassiker

Ein Lese- und Vortragsbuch mit Werken von Peter Berchem, Suitbert Heimbach, Wilhelm Hoßdorf, Joseph Klersch und Wilhelm Räderscheidt; herausgegeben von Heribert A. Hilgers  
162 Seiten, Format 12 × 20 cm, farbiger Einband, DM 16,80

Ria Wordel

#### Allerhands vun allerhands Deere

Ov künnten dat och Minsche sin?!  
Teils heitere, teils ernste Gechichten von Tieren mit menschlichen Zügen  
78 Seiten mit 24 mittelalterlichen Holzschnitten, Format 12 × 20 cm, farbiger Einband, ca. DM 12,80

### Neuaufgabe

#### Kölsche Parodien

Herausgegeben und erläutert von Max-Leo Schwing  
Vierte, erweiterte Auflage  
208 Seiten mit 43 Zeichnungen von Aleks (Alfred Küßhauer),  
Format 12 × 20 cm, farbiger Einband, DM 14,50

Bezug nur über den Buchhandel!



**Greven Verlag Köln**



**KREISSPARKASSE KÖLN**

**Machen Sie das Beste aus Ihrem Haus -  
Modernisieren Sie  
mit unserer  
Allzweck-Hypothek**

In vielen Fällen lohnt es sich, das eigene Haus zu modernisieren. Ob Umbau, Ausbau oder Einbau – Ihr Haus wird wertvoll für Sie und Ihre Mieter. Die Finanzierung ist mit unserer Allzweck-Hypothek kein Problem.

So wenig kostet das Modernisieren: Sie brauchen 15.000,- DM. Sie zahlen für Zinsen und Tilgung z.B. bei einer Laufzeit von 10 Jahren monatlich 169,- DM von 15 Jahren monatlich 132,- DM.

- Bitte fragen Sie auch nach unseren zinsgünstigen Sonderprogrammen für Modernisierungs- und Renovierungsmaßnahmen.



**In unserem  
Kreditpaket**

**steckt Geld  
für jeden Zweck.**